*AUTHOR:*

KUHS, GUSTAV

*TITLE:*

"GOETHE" IN BINGEN A. RH.

*PLACE:*

[BINGEN A. RH.]

*DATE:*

[19--?]

Master Negative #

93-81351-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

## BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



Kuhs, Gustav
"Goethe" in Bingen a. Rh., von Gustav Kuhs ...
[Bingen a. Rh.] Goethe-haus am Rhein [19--?]
cover-title, 48 p. 20cm.

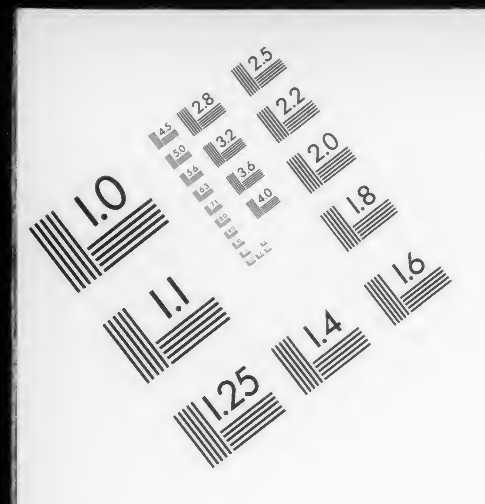
"St. Rochusfest zu Bingen, von Goethe. Am 16. August 1814": p. [19]-48.

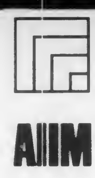


Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35
REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 5-6-93
INITIALS MY
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



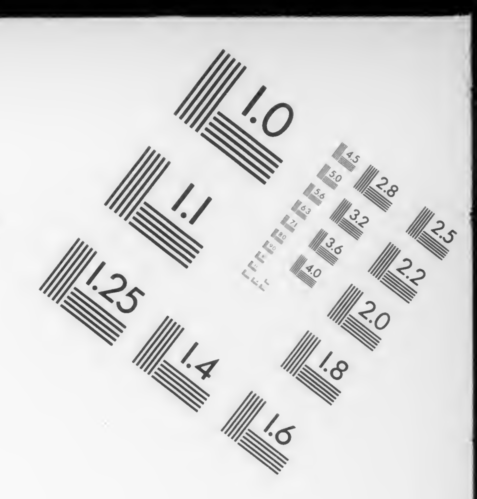


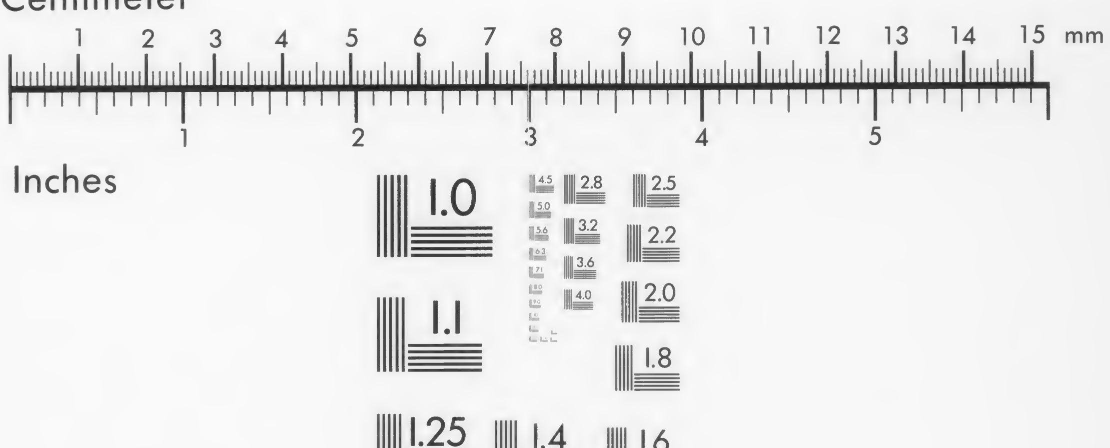

**AIIM**

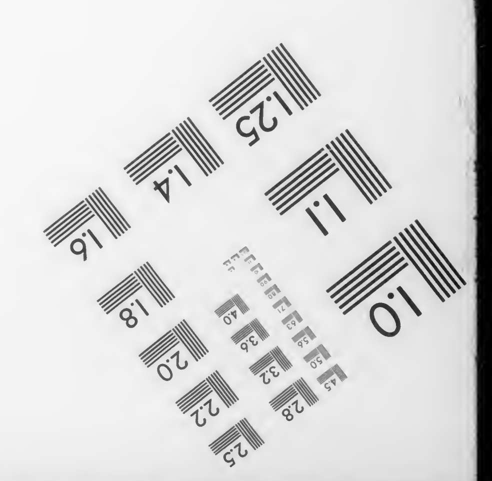
**Association for Information and Image Management**

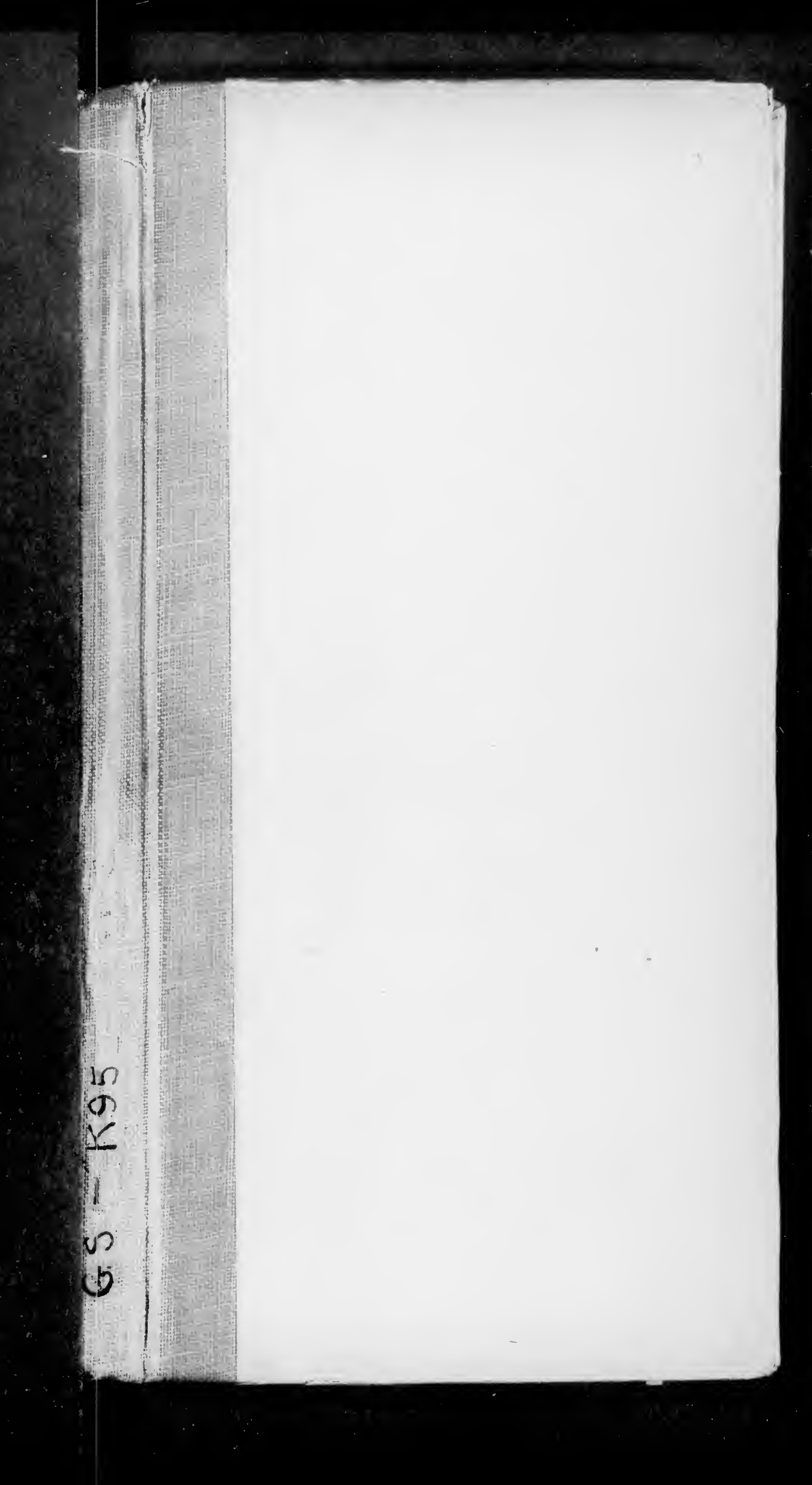
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

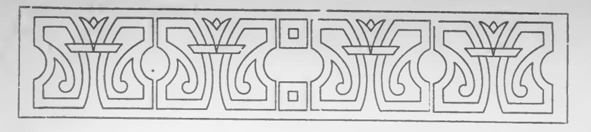
301/587-8202







Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückte Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

Was ich dort gelebt, genossen.
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntnis,
Wär ein allzulang Geständnis.
Mög es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen.

(Goethe.)

Goethe war ein Verehrer des herrlichen Rheinstromes, seiner gesegneten Auen und seiner rebenumkränzten Berge. Hier wohnten seine Freunde, hier wuchs sein Wein, hier winkten nach Monaten angestrengter Arbeit die Tage der Ruhe und Freude. Eckermann erzählt uns von mancher werten Bekanntschaft, die er unter Goethes Freunden im Juni und Juli 1824 auf einer Rheinreise machte. „Ich freute mich, den herrlichen Rhein wiederzusehen, und ergötzte mich an der Ueberraschung derer, die dieses Schauspiel noch nicht genossen hatten“, erzählte der greise Goethe in stiller Resignation in „Dichtung und Wahrheit“ von der Rheinreise mit Lavater und Basedow 1774. Wie glücklich ist Goethe, als er 1770 zum Studium an die Ufer des Rheins, nach Straßburg eilen kann. „Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unübersehliche, wie ein Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils wildbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für

einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte." (Dichtung und Wahrheit.)

Es ist interessant, Goethes Reiseberichte und Schilderungen zu lesen, seinem regen Geiste zu folgen, der an allem Interesse nimmt und alles auffaßt: „Gestalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüsse, Wolken, Luft, Wind und Wetter; Städte und ihre Entstehung und ihre successive Bildung; Baukunst, Malerei, Theater; städtische Einrichtung und Verwaltung; Menschenrasse, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und so noch hundert andre Dinge." (Goethes Gespräche mit Eckermann.)

Wir können uns ausmalen, mit welcher Freude und Sehnsucht Goethe am 25. Juli 1814, nur von einem Diener begleitet, die Reise nach Wiesbaden antrat, die ihn in die seit 17 Jahren nicht mehr gesehene Gegend am Rhein und Main führen sollte. Die glänzenden Siege der Verbündeten hatten ihn von dem Drucke schwerer Zeiten befreit, seine Seele war gelöst von spannender und aufregender Arbeit — Goethe fühlte sich körperlich behaglicher als seit Jahren, sein Geist war mit neuer Jugendfrische belebt, und so sprudelt vom ersten Tage der Reise an sein Liederquell reich und lustig. Er ruft sich selbst zu:

„So sollst du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst du lieben." (Phänomen.)

Die reine Freude wird getrübt durch den kriegerischen Posaunenschall, er gibt seinem Unmute, auch jetzt noch von Kriegstruppen und Kriegslärm umgeben zu sein, dichterischen Ausdruck. (Siehe „Zwiespalt!") Am Rhein fand Goethe noch auf den meisten Fenstern die Kreideschrift der Quartiermeister.

In Wiesbaden traf Goethe mit Zelter zusammen. Die Badekur und zahlreiche Ausflüge nahmen soviel Zeit in Anspruch, daß die Leier ganz verstummte. Von einem Kreise vertrauter, geselliger Freunde begleitet, fuhr Goethe am 15. August „ins Rheingau" und nahm am 16. August



an dem diesmal glänzend gefeierten Rochusfeste teil: Der Anblick des friedlichen Wasserspiegels, das Gefühl der bequemen Fahrt ließen ihn auf die vergangenen Zeiten zurückschauen, wie auf einen bösen Traum, von dem er soeben erwacht sei. In ihm stiegen die seligsten Hoffnungen auf, wie sie nur die Feier eines Festes unter glücklichen, zufriedenen Menschenkindern hervorrufen kann. Goethe hat sich stets gern des Rochusfestes erinnert. „Das Rochusfest zu Bingen war ein sehr heiterer Gegenstand, wobei Zelter sich besonders zweier schöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit sich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken schien." (Goethes Gespräche mit Eckermann. 4. Dezember 1823.)

Am 16. August 1814 wurde das Rochusfest besonders glänzend gefeiert. Es war ein politisch-religiöses Fest, das „für ein Symbol des wiedergewonnenen linken Rheinufers gelten sollte, sowie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen."

Mit welcher Begeisterung und Hingebung nimmt Goethe mit dem Volke teil an seinen Freuden und Vergnügungen! Die Worte des Epimenides: „Und wir sind alle neu geboren" galten ebenso dem Dichter, wie dem deutschen Volke. „Es ist kein Zufall, daß Goethe in den Jahren 1814 und 1815 nicht nach Böhmen, sondern nach langer Abwesenheit von Frankfurt, einer fast plötzlich erwachten Sehnsucht folgend, in die Vaterstadt am Main zurückkehrt. Man hat ganz vortrefflich diese Reise mit der italienischen verglichen. Auch sie bezeichnet eine Flucht aus unerträglichen Verhältnissen, einen Bruch mit der Vergangenheit. Vor der schrecklichen Gegenwart war der Dichter in die Einsamkeit geflüchtet. Nun war der Feind geschlagen, aber die Not war nicht beseitigt, die furchtbaren Wunden des Krieges nicht geheilt. Unfroh und düster erschienen ihm die Menschen. In sein Herz war nach langer Entbehrung die Freude und der Friede, das Glück und das Verlangen nach Genuß und einem sorglosen Dasein

wieder zurückgekehrt. Darum sehnte er sich hinaus aus der drückenden Enge des Amtes und des Hofes, zu glücklichen, heiteren und genußliebenden Menschen, zum Urquell seiner Poesie, wo ein heiterer Himmel, fröhlichere Menschen, ein gestaltungsreicheres Land, der wahre Genuß des Lebens, wo der Wein und die Liebe jene erhöhte Stimmung erzeugen, deren auch der größte Dichter nicht entbehren kann. Es war, als wenn ein Hauch des mütterlichen Wesens ihm hier entgegenwehte. (Heinemann.) Von Rüdesheim aus war Goethe nach **Bingen** übergefahren. Aeltere Männer der Stadt begrüßten ihn und und den herzogl. nassauischen Beamten Lichtenberg, seinen „werten Geleitsmann." Goethe war erstaunt über die herrlich gelegene Stadt. „Sie ist an sich wohlgebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Tales, wo die Nahe herauskommt." (Goethe). Eine meisterhafte Schilderung des Rochusfestes stammt aus Goethes Feder. (Siehe Anhang.) Sie ist 1816 in dem Badeort Tennstedt (Reg.-Bez. Erfurt), entworfen, wo Goethe an Stelle von Wiesbaden im August und Anfang September 1816 die Kur gebrauchte. Benutzt wurden einzelne Tagebuchnotizen, die in Bingen und auf der Hin- und Rückreise entstanden waren. Goethe bedauerte lebhaft, daß in dem herrlich gelegenen Bingen kein längerer Aufenthalt genommen werden konnte, denn wegen des Gedränges, wegen des Auf- und Abflutens der Menschenmassen war in Bingen unmöglich Ruhe zu finden. „Wir wünschten vielmehr, nach so viel wunderbaren, göttlichen und menschlichen Ereignissen uns geschwind in das derbe Naturbad zu stürzen." (Goethe.)

**Bingen** hatte Goethes Herz gewonnen. Das schöne Städtchen an der „ahndungsvollen Bergschlucht, wohin sich der Rhein verliert," sollte recht bald wieder besucht werden.

Am 22. August 1814 kam der Herzog in Mainz an, wo er von Goethe empfangen wurde. Von Wiesbaden aus machten beide verschiedene Ausflüge. Der 28. August, Goethes Geburtstag, der in diesem Jahre auf einen Sonntag fiel,



wurde im Schlosse zu Biebrich gefeiert. Anfang September weilte Goethe als Gast auf dem Landgute Winkel bei der „geliebten und verehrten" Familie Brentano. Von hier aus bereiste er den ganzen Rheingau. Am 3. September heißt es: „Auf einem Spaziergange durch den Wald gelangte man zu verschiedenen Aussichten und endlich zu einem, auf einer Felskuppe des Vorgebirges liegenden Altan, von welchem eine der schönsten Aussichten genossen wird. Tief unter uns die Strömung des Binger Lochs, oberhalb desselben den Mäuseturm. Die Nahe, durch die Brücke von Bingen herfließend, aufwärts der Bergrücken der Rochuskapelle und was dem angehört, eine große in allen Teilen mannigfaltige Ansicht."

Am 5. September schreibt Goethe: „Wir fuhren im Wagen nach Rüdesheim, sodann im Kahne bei einem starcken stromaufwärts wehenden Winde nach Bingen hinüber; die Fähre brachte den Wagen nach.

Spaziergang am Ufer, Gyps ausgeladen, viel mit grauem Ton vermischt. Woher derselbe kommen mag? Spaziergang durch die Stadt; im **Gasthaus zum weissen Ross eingekehrt.** Melancholische Wirtin mit seltsamem Bewustsein ihres Zustandes. Nach guter und wohlfeiler Bedienung fuhren wir den Rochusberg hinauf an den verfallenen Stationen vorbei. Die Rochuskapelle fanden wir offen. Der Mann, der die Wiederherstellung besorgt hatte, war gegenwärtig froh über sein Werk, das auch wirklich für gelungen gelten kann. Man hat die Kirchenmauern erhöht, so viel als nötig, um dem Hauptaltar von Eibingen gehörigen Raum zu verschaffen. Der Transport kostete nichts, denn die von Bingen hatten alles von drüben herab und hüben hinauf getragen, die Schiffer gleichfalls ohne Lohn gefahren. Dadurch war das Einzelne wohlerhalten geblieben und nur Weniges zu reparieren nötig.

Man beschäftigte sich eben, die Orgel aufzustellen. Als wir denjenigen, den wir für den Meister hielten, nach der Güte der Orgel fragten,

erwiderte er mit Bedeutsamkeit: „Es ist eine weiche Orgel, eine Nonnenorgel!“ Man ließ uns einige Register hören, sie waren für den Umfang der Kapelle stark genug.“

Am 21. Juli 1889 wurde die alte, ehrwürdige Rochuskapelle durch Blitzstrahl zerstört, das Bild des Heiligen, **das Goethe der Kapelle geschenkt hatte,** wurde gerettet. Es war gemalt von der begabten Malerin Luise Seidler aus Jena, der Goethe sein Wohlwollen geschenkt hatte. (Siehe Kopie im Goethezimmer des Goethehauses am Rhein). Er sorgte für ihre Ausbildung, nahm sie mehrmals für einige Zeit in sein Haus, ließ sich 1811 in Jena von ihr malen und unterstützte sie mit Rat und Tat. Die Opferwilligkeit der Freunde des Rochusberges ließ bald eine neue Kapelle entstehen, die ein Meisterwerk gothischer Kunst darstellt. Sie wurde 1895 eingeweiht, in demselben Jahre, da man überall die Jubelfeste zur Erinnerung an die Siege der Deutschen über die Franzosen feierte. Ein doppeltes Freudenjahr für Bingen, denn wohl nirgend hatte man bei Beginn des deutsch-französischen Krieges so gebangt, als in Bingen, wo noch recht tief im Volksbewustsein die Erinnerung an jene Zeit wurzelte, da die Franzosen jahrelang die Rochusfeier verboten, das Heiligtum schändeten, in ihm ihre Quartiere aufschlugen und als Pferdestall benutzten.

Im Jahre 1815 weilte Goethe ebenfalls am Rhein. Als er am 24. Mai die Reise antrat, schrieb er an Zelter, daß das erste Hundert Gedichte für den „Divan“ fertig sei, er hoffe, daß die Reise noch manchen Stoff bieten werde. Am 1. Juli schrieb er zu Wiesbaden:

„Setze mir nicht, du Grobian,
Mir den Krug so derb vor die Nase!
Wer mir den Wein bringt, sehe mich freundlich an,
Sonst trübt sich der Eilfer im Glase.“

Der Vers klingt wie eine traute Erinnerung und stille Sehnsucht nach den freudigen Gesellen zu **Bingen**, wo ihm auf dem Rochusfeste auch der Eilfer kredenzt wurde, ein Wein, der zugleich köstlich und reichlich war und damals



immer genannt wurde, wenn etwas Vorzügliches im Lande Erwähnung fand. Dort lebte das deutsche Sprichwort: „Ist die Wirtin schön, so ist auch der Wein schön.“

„Du zierlicher Knabe, du komme herein,
Was stehst du denn da auf der Schwelle?
Du sollst mir künftig der Schenke sein,
Jeder Wein ist schmackhaft und helle.“

Von Wiesbaden machte Goethe mehrere Ausflüge an den Rhein, zuletzt kam er mit dem Minister Stein nach Köln. Daß Goethe das liebliche **Bingen** mit dem **weissen Roß** auf seinen Ausflügen nicht vergaß, ist bekannt.

Liebe und Wein fand Goethe reichlich am Rhein. Die Erinnerung an zwei schöne Mädchen, die auf Goethe und Zelter auf dem Rochusfeste zu Bingen einen tiefen Eindruck machten, wird Gegenstand eines heitern Tischgesprächs, von dem uns Eckermann erzählt. (S. o.)

Vielleicht hatte Goethe auf einem Ausfluge nach Bingen mit jenen beiden Mädchen ein ähnliches Erlebnis gehabt wie 1814, und voll Freude las er am 4. August 1815 seinem Freunde Boisserée das Gedicht „Versunken“ vor:

„Voll Locken kraus ein Haupt so rund! —
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fühl ich mich von Herzensgrund gesund.
Und küß' ich Stirne, Bogen, Augen, Mund,
Dann bin ich frisch und nimmer wieder wund.“

Goethe lebte am Rhein neu auf. Seine Brust durchtobte Jugendmut und Jugendfeuer. Der Greis liebte die Welt und das Leben wie ein Jüngling und wagt im Uebermut in Hardheim ein junges, frisches Mädchen zu küssen, dessen verliebte Augen ihm gefallen.

Wenn **Goethe im „Weißen Roß“ zu Bingen** der Wein mundete, dann hatte er seine eigenen Gedanken; während die anderen Leute laute Unterhaltung pflegten, gedachte er seiner Geliebten:

„Meinen Wein
Trink ich allein,
Niemand setzt mir Schranken,
Ich habe so meine eigenen Gedanken.“

„Ja, in der Schenke hab ich auch gesessen,
Mir ward wie andern zugemessen,
Sie schwatzten, schrieen, händelten von heut,
So froh und traurig, wie's der Tag gebeut;
Ich aber saß, im Innersten erfreut,
An meine Liebste dacht ich — wie sie liebt?
Das weiß ich nicht; was aber mich bedrängt!
Ich liebe sie, wie es ein Busen gibt,
Der treu sich Einer gab und knechtisch hängt!"

Was für Goethe die Tage am Rhein und Main bedeutet haben, drückt er 1830 in einem Briefe aus: „Ich habe die Tage am Main und Rhein aufs neue durchlebt, konnte mich aber einer Bemerkung nicht erwehren: Die Erwähnung jener Tage gleicht einem Liede, wozu nur wenige die Melodie kennen, für die meisten bleibt es ungesungen. Da ich nun so glücklich bin, die schöne gefühlvolle Weise zu kennen, so schließen mir einige Worte einen Himmel von Erinnerungen auf."

1832 hat Goethe für immer die Augen geschlossen. Er ist der Geistesgewaltige des 18. und 19. Jahrhunderts, der Heros und Fürst der deutschen Dichter. Mit Ehrfurcht und heiliger Scheu pilgern seine Freunde zu den Stätten, die sein Fuß betrat und sein Adlerauge schaute. Es ist gewiß ein Zeichen von gutem, deutschem Idealismus, wenn man solche Orte in Ehren hält. Manche mögen wohl enttäuscht sein über die Einfachheit der Goethestätten. **Recht klassisch ist das Goethezimmer zu Bingen im „Weißen Roß."** Als Goethe auf einer Auktion einen eleganten grünen Lehnstuhl erstanden hatte, sagte er zu Eckermann: „Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen, denn alle Art von Bequemlichkeit ist eigentlich ganz gegen meine Natur. Ich sitze in meinem alten hölzernen Stuhle und habe erst seit einigen Wochen eine Art Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglich passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."



Ein einfaches Zimmer mit freiem Blick und den notwendigsten Möbeln, das war **Goethes Ideal**. Und dieses bot ihm das **„Weiße Roß"**.

„Siehst du das, wie ich es sah,
Wohnst du so, wie ich gewohnt:
Lieb und Freundschaft sind dir nah,
Und wie jeder Tag betont."

**Heute ist das Goethe-Zimmer im „Weißen Roß" ein schmuckes Goethe-Museum, das uns auf engem Raum eine lebendige Biographie des großen Dichters vorführt. Die Erhaltung und Ausstattung ist faßt noch so wie damals** und enthält u. a. ein altmodisches Nußbaumbett, ein Sopha, eine alte Truhe, Sessel, Stühle, Ofen, Schrank und eine Toilettengarnitur mit blauen Punkten auf weißem Grunde. Unter den Bildern fallen uns auf Goethes Eltern, der kaiserliche Rat Caspar Goethe, welcher ein „vortrefflich geschickreicher, alles wohlordnender, bedächtlich und klug anstellender, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machender Mann war", (Lavater) und Frau Aja, Elisabeth Goethe, die immer heitere und fröhliche Natur. Vergleiche Goethe's Worte:

„Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen:
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren."

Auch die Geburtsstätte, das Goethehaus in Frankfurt am Main, sehen wir. Es ist durch die Verdienste des „Freien deutschen Hochstiftes" zeit- und stilgemäß wie zu Goethes Jugendzeit wiederhergestellt. Eine Szene aus Goethes frühster Jugend zeigt das Bild: Goethe als Knabe beim Puppenspiel, das ihm und seiner Schwester die Großmutter Cornelia zum Weihnachtsfeste 1753 schenkte und „in dem alten Hause eine Welt schuf." Aus der Leipziger Studienzeit stammt die Bekanntschaft mit Kätchen Schönkopf, der Tochter des Weinhändlers, bei dem Goethe zu Tisch aß. Ein Liebesidyll ohnegleichen erlebte Goethe in Sesenheim, einem sechs Stunden von Straßburg entfernten Dorfe, wo ihn die sechzehnjährige, anmutige Friedericke Brion fesselte. Wir haben kein Bild, welches

ihre äußere Gestalt wiedergibt, aber sie steht durch Goethes Darstellung so lebendig vor unseren Augen, daß sich wohl ein Bild auf die Leinwand zaubern läßt. In Wetzlar lernte Goethe Charlotte Kestner geb. Buff kennen. „Durch ihre einnehmende Gesichtsbildung, ihren Blick heiter wie Frühlingsmorgen, ihr Gefühl für das Schöne der Natur und ihre frohe Laune zog sie ihn unwiderstehlich an." Sie tritt verklärt in Werthers Lotte auf. Siehe „Lotte und Werther"

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinst ihn, liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis vor der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle;
Sei ein Mann und folge mir nicht nach."

Lili Schönemann, die Tochter eines großen Frankfurter Bankiers war Goethes erste Braut. Die Verlobung wurde jedoch bald gelöst.

1775 kam Goethe nach Weimar, einer kleinen Residenzstadt. Der Herzog schenkte ihm ein schmuckes Gartenhaus, es lag in dem Parke, den Goethes Kunst entworfen. Goethe war davon so entzückt, daß er es sechs Jahre (1776–83) Sommer und Winter hindurch bewohnte. Ein Bild des Hauses wurde 1827 von Otto Wagner gezeichnet und von L. Schütze gestochen. Goethe verschenkte es Weihnachten 1828 an Marianne von Willemers Enkelin, Röschen Scharff, mit folgender Unterschrift:

„Uebermütig sieht's nicht aus,
Dieses stille Gartenhaus;
Allen, die darin verkehrt,
Ward ein guter Mut bescheert."

Seit 1792 wohnte der Dichter im Goethehaus am Frauenplan, jetzt Goetheplatz. Es war ein vornehm aussehender braungelber Bau mit einer langen Fensterfront. Goethe schrieb unter ein Bild dieses Hauses:

„Warum stehen sie davor,
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen sie getrost herein
Würden wohl empfangen sein."

In Weimar lernte Goethe auch Charlotte von



Stein und Corona Schröter kennen. Seine Gemahlin wurde Christiane Vulpius. Das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" zeigt Minna Herzlieb. Ein „Spätling der Goetheschen Liebespoesie" ist Ulrike von Levezow, ein „junges Nichtchen, das von seinem alten Onkel allzu heftig geliebt wurde." (Goethe zu Eckermann.) Ein seelenvolles Gemälde zeigt uns das Bild von Stieler: Goethe im 79. Lebensjahre.

16 Tage vor seinem Tode schrieb Goethe das letzte Gedicht: Bürgerpflicht (Original im Goethehaus am Rhein):

„Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier;
Ein jeder übe seine Lection,
So wird es gut im Rathe stohn."

Ein Sekretär Goethes bemerkt zu diesem Blättchen: „Goethe hat es an demselben Morgen geschrieben, an welchem er sich krank zu Bette legen mußte, um nie wieder aufzustehen. Gleich nach seinem Hinscheiden stürmte die Menge der Freunde Goethes ins Zimmer, um, wie es schien, nur ein Andenken mitzunehmen. Als ich eintrat, war alles für diesen Zweck beschäftigt, dem ich jedoch sogleich durch Wegräumen und Aufmerken ein Ziel setzte. Das fragliche Blättchen war den Blicken entgangen, und ich nahm es an mich, um es später der Familie zuzustellen, wobei es mir aber überlassen wurde."

Das Gedicht „An Belinden" (Original im Goethehaus am Rhein) lag einem Briefe bei, den Goethe im August 1775 von Frankfurt aus an Merck richtete.

Warum ziehst Du mich unwiederstehlich
Ach in jene Bracht
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht.

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen
Und ich dämmert ein.

Träumte da von vollen, gold'nen Stunden
Ungemischter Lust
Hatte ganz Dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An den Spieltisch hältst
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst.

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nur nicht auf der Flur
Wu Du Engel bist, ist Lieb und Güte
Wo du bist Natur.

Goethe bemerkt in „Dichtung und Wahrheit“ zu diesem Gedicht: „Hat man sich dieses Lied aufmerksam vorgelesen, lieber noch mit Gefühl vorgesungen, so wird ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden (mit Lilli verlebt) gewiß vorüber wehen.“

Besondere Beachtung verdienen außerdem noch die Goethe-Bilder des „Goethehauses“. Sie überliefern uns des Dichters persönliche Erscheinung aus allen Lebensaltern. Eins der lebensvollsten, wenn auch nicht der schönsten Bilder des jungen Goethe ist das von Bayer (1773). Ein Bild von E. Hather „Der junge Goethe“ wurde von dem Besitzer des Goethe-Friedericken Museums in Sesenheim dem Goethehaus am Rhein gestiftet. Aus der römischen Zeit stammt ein Bild des älteren Tischbein. Ein wertvolles Bild ist die Copie des schon oben erwähnten Stieler'schen Bildnisses, das uns den 79jährigen Dichter mit den schon in die Ewigkeit schauenden überirdischen Augen zeigt. Schiller schreibt über Goethes Gestalt an Körner: „Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett. — Seine Stimme ist überaus angenehm.“

Goethes Original-Unterschrift lesen wir unter einem Briefe vom 29. Januar 1829 an den Hofmechanikus Dr. Körner in Jena. Ein Wertstück, um das viele Museen das Goethehaus in Bingen beneiden werden, ist dem Besitzer in der ersten Ausgabe von Goethes Werken gestiftet worden. Sie ist die älteste rechtmäßige Ausgabe der gesammelten Schriften Goethes und begann 1787 bei Göschen in Leipzig zu erscheinen.



Das Goethehaus besitzt die Bände 2, 3, 4 und 5. Sie enthalten: Götz von Berlichingen, Iphigenie auf Tauris, Stella und Egmont. Zu den Seltenheiten zählt auch der Berner Druck von „Hermann und Dorothea“ vom Jahre 1804.

Die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken erschien 1808 bei Cotta in Tübingen. Dem Goethehaus ist von dieser der 9. und 12. Band gestiftet worden. Als besondere Rarität wird demnächst das Goethehaus jedem Besucher eine sehr wertvolle Goethe-Bibliothek zeigen, die große Seltenheiten und wertvolle Stücke enthält. Die Unterhandlungen zum Erwerb sind z. Z. noch nicht abgeschlossen.

Außerdem werden uns noch gezeigt: 2 Bücher: Goethes Briefe in Englisch sowie verschiedene andere Bücher von Goethe in englischer Sprache. Den Schüler Goethes unter den Engländern zeigt das Bild Thomas Carlyle. Er hat seiner Heimat erst Goethe und auch Schiller entdeckt. Sein Sartor Resartus, seine Heroes and Heroworship, hinter denen Goethes Geist steht, und seine Uebertragung von „Wilhelm Meister“ sind überallhin verbreitet. (Interessenten seien auf das höchst wichtige Buch: Carlyle und Goethe, von Otto Baumgarten, Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen, hingewiesen).

Zwei Verehrer und Freunde Goethes zeigen uns die Medaillions Burns und Scott. Ueber Burns äußerte Goethe zu Eckermann: „Wodurch ist Burns groß, als daß die alten Lieder seiner Vorfahren im Munde des Volkes lebten, daß sie ihm sozusagen bei der Wiege gesungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieser Muster sich ihm so einlebte, daß er darin eine lebendige Basis hatte, worauf er weiterschreiten konnte. Und ferner, wodurch ist er groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsbald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegenklangen, und er in der Schenke von heiteren Gesellen damit begrüßt wurde. Da konnte es freilich etwas werden!“

Derselbe Gewährsmann berichtet über Walter

Scott: „Goethe hat in diesen Tagen einen Brief von Walter Scott erhalten (9. Juli 1827). Er zeigte ihn mir heute, und da ihm die englische Handschrift sehr unleserlich vorkam, so bat er mich, ihm den Inhalt zu übersetzen. Es scheint, daß Goethe dem berühmten englischen Dichter zuerst geschrieben hatte, und daß dieser Brief darauf eine Erwiderung fand.“ (Der Brief ist mitgeteilt: Goethes Gespräche mit Eckermann, Mittwoch, den 25. Juli 1827).

**Lange Zeit ist diese historische Goethestätte der Ort, wo „das Rochusfest zu Bingen“ entworfen und manche Lieder des „Divan“ gedichtet, angefangen und vollendet worden sind, unbeachtet geblieben. Dem jetzigen Besitzer, Herrn Reifenstein, gebührt der Dank, die Erinnerungsstätte am Rhein der Vergessenheit enthoben zu haben.** Täglich mehrt sich die Zahl derjenigen, die jenen Lieblingsort Goethes aufsuchen. Man beachte das Fremdenbuch, das manches sinnige Poem enthält, u. a.:

„Goethehaus! Dich grüße ich,
Still und mit Andacht;
O, wie ist es feierlich,
Wo die Muse wacht.

Goethehaus! Welch traute Stätte,
Hier am Vater Rhein,
Wo der Rebenhügel Kette
Säumt die Ufer ein.

Goethehaus! In deinen Hallen
Lebt des Dichters Geist;
Der unsterblich unter allen,
Den die Menschheit preist.

Goethehaus! O bleibe immer
Treu beschützt am Rhein;
**Dank und Ehre diesem Zimmer**
**Und Herrn Reifenstein.**“

Ein anderer Hotelgast dichtete:

„Goethe wohnte abseits von der Straße,
Wie es heute noch der Dichter Brauch,
Führt zum „Weissen Ross“ dich deine Nase,
Sei kein Narr und wohn dort auch.“

Die „Kleine Presse“ (Frankfurt a. M.) hat in ihrer Nummer 141 vom 19. Juni 1910 das Goethehaus und -Zimmer in Bingen illustrativ veröffentlicht und mit folgenden schmeichelhaften Worten begleitet:



Das Hotel „Zum weißen Roß“ in Bingen darf sich rühmen, daß der berühmteste Sohn der Stadt Frankfurt zu wiederholten Malen in seinen Räumen geweilt und gewohnt hat. Schon vor einem Jahre verlieh man dieser Erinnerung ein äußeres Zeichen durch Enthüllung einer am Hause angebrachten Gedenktafel. Inzwischen hat die ganze Fassade des „Weißen Rosses“ einen schönen, auf Goethe bezüglichen bildnerischen Schmuck erhalten. Außer der Gedenktafel erinnern drei, zwischen den Fenstern des ersten Stockwerks angebrachte Bilder („Goethe und Friedericke“, „Liebesorakel“, „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“), Inschriften und ein einladender Spruch Goethes an den Dichter. Das „Liebesorakel“, in silhouettierter Manier gehalten, zeigt Goethe vor der Büste seiner Weimarer Freundin, der Frau von Stein, „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“, stellt ihn als Greis auf der Bank vor einem Häuschen auf dem „Kickelhahn“ bei Ilmenau vor, wo er in jüngeren Jahren die berühmten Verse von „Wanderers Nachtlied“ an die bretterne Wand schrieb, die inzwischen längst ein Raub der Flammen geworden ist. Im Innern des Bingener Goethe-Gedächtnishauses wurde das vom Poeten bewohnte, über dem Eingangstor des Hotels gelegene und auch äußerlich besonders gekennzeichnete Zimmer, das in seiner früheren Originalität erhalten ist, durch Goethe-Andenken bereichert. Das „Weiße Roß“ zu Bingen versteht auch den Dichter mit seinen eigenen Worten recht „artig“ (so würde Goethe selbst gesagt haben) zu zitieren, indem es neben dem Hauseingang den Spruch angeschrieben hat:

„Warum stehen Sie davor?
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen Sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.“

Dem „Erzähler“, dem Sonntagsblatt der „New Jersey Freie Zeitung“, sandte Herr Ex-Kommissar Peter Ulrich, ein Deutsch-Amerikaner, der in Alzey geboren und sich auf einer Reise durch die Gauen der alten Heimat befand, von Bingen aus folgenden Artikel: „Wie Sie in Ihrer Ausgabe vom 9. Juli bereits berichteten, befinde ich mich auf einer Deutschland-Reise und habe, wie es immer meine Gepflogenheit war, dem schönen Rhein einen Besuch abgestattet. Als Hauptquartier habe ich mir Bingen ausgesucht, die schöne Stadt, von welcher der Dichter Kobell singt: „Die schönste Gegend am ganzen Rhein, das ist die Gegend von Bingen!“ Abgestiegen bin ich in dem weithin berühmten Gasthaus „Zum weißen Roß“, in welchem ich bereits als 4jähriger Knabe logiert habe, als meine Eltern nach Ame-

rika auswanderten. Das Gasthaus „zum weißen Roß“ in Bingen hat sich den Namen „Goethe-Haus“ beigelegt, weil auch der deutsche Dichterfürst wiederholt dort einzukehren pflegte und 1815 längere Zeit verweilte, das betreffende Zimmer ist als Museum eingerichtet. Dieses Hotel wird tadellos geführt und infolgedessen habe ich meinen Aufenthalt um einige Tage verlängert, zumal mich auch die schöne Lage von Bingen und die reizende Umgebung bezaubert haben.“

Folgendes Schreiben dürfte das Interesse weiter Kreise erregen. Es stammt von einem guten Freunde und Bekannten des Notars Faber, mit welchem Goethe in Gemeinschaft mit dem damaligen Präsidenten Lichtenberg von Mainz das Rochusfest in Bingen besuchte:

Bingerbrück, den 1. Oktober 1909.

Geehrter Herr Reifenstein!

Infolge Ihres Geehrten von gestern habe ich mich entschlossen, Ihnen dasjenige mitzuteilen, was für Sie von Interesse sein könnte und was Sie bereits bei mir gelesen hatten, selbstredend unter dem ausdrücklichen Versprechen meinen Namen in der Oeffentlichkeit nicht zu gebrauchen. Als ich im Winter das Roß so vernachläßigt sah, tat es mir in der Seele weh und ich hatte mich nach dem jetzigen Besitzer erkundigt. Ich wollte Ihnen nachstehendes mitteilen, aber sie waren nicht mehr hier.

Geehrter Herr Reifenstein!

Die Goetheschrift am „Weißen Roß“ veranlaßt mich, Ihnen einen kleinen Commentar zu überreichen, da Ihnen gewiß noch Manches unbekannt sein dürfte.

Goethe hat 1814 mit dem jovialen Präsidenten Lichtenberg in Mainz das Rochusfest besucht. Die Familie Lichtenberg war fromm aber kinderlos. In besagtem Jahre war auch die Schwester der Frau Präsidentin, eine wunderschöne Majorswitwe, wie auch Wolfgang Goethe als Gäste bei der Familie des Präsi-



denten und machten die Wallfahrt nach dem Rochusberg mit, die der Präsident und Frau fast jedes Jahr besuchte. Amt und Predigt wurden andächtigt gehört. Goethe war von der Hoheit des Gottesdienstes sichtlich ergriffen, was ihn veranlaßte, der Kirche ein Bild zu schencken, was diese heute noch besitzt.

Jetzt mußten aber auch die leiblichen Bedürfnisse befriedigt werden, man befand sich auf einem Male auf einem großen Volksfeste. All die tausend Pilger hatten sich gelagert, jeder seine Bratwurst mit Traubenblatt in der einen Hand, in der anderen das Rochuskrüglein mit Wein; die fromm-feucht-fröhlichen Binger, mit roten Nasen nicht ausgeschlossen, waren für unseren Goethe ein wahres Gaudium, deren Gebräuche von der Mainzer Gesellschaft nachgeahmt wurde. — Da mit einmal kam ein Gewitter mit Sturm und Regen und alle wurden bis auf die Haut naß. Man flüchtete nach der Stadt und so kamen auch unsere Mainzer Gäste durchnäßt im Hotel „zum weißen Roß“ an; man mußte sich in die Betten legen bis die Kleider wieder getrocknet waren **und da wurde das Zimmer, welches Goethe hatte, als Goethe-Zimmer getauft.** Gegen 4 Uhr gings unter der Leitung des humoristischen Notar Faber zur Tafel. Humor und Witze, besonders über das Bingerloch und Bratwurst im Traubenblatt, wechselten in drastischer Weise ab, wofür der humoristische Faber sorgte. Gegen 6 Uhr wurde die Equiepage des Herrn Präsidenten bestiegen und so gings wieder nach Mainz; bei Gaulsheim waren aber alle schon eingeschlafen, gegen 10 Uhr kam man am Aureus bei Mainz an. Die schöne Wittwe war zuerst mobil und freudig rief sie aus: „Jetzt sind wir bald wieder in dem goldnen Mainz; wie potzig war das Bingerloch.“ Da reckte sich auch Goethe und sprach: „Ja, Madame, ich bin mit Ihnen eins: unschön war das Bingerloch, wirklich reizend war es doch, aber in der Welt ist keins schöner als ihr goldenes „meins“. — Der Faber'sche Todes-

tag 1842 brachte all den dichterischen Humor des genannten Notar in die Oeffentlichkeit, wie ja auch der Grabstein auf dem Friedhof beweist. Mir standen damals durch den „korschberen Borsch“, Herrn Peter Soherr, die Faber'schen Regesten mit Behang, Briefen und Notizen zur Verfügung, wodurch ich Gelegenheit hatte, mich mit den alten Zeiten zu befassen. Bild von Soherr und Regesten von Faber besitze ich heute noch. (Regesten von Faber im Besitze des Goethehauses a. Rhein.) – So geschrieben am 15. Januar 1909.

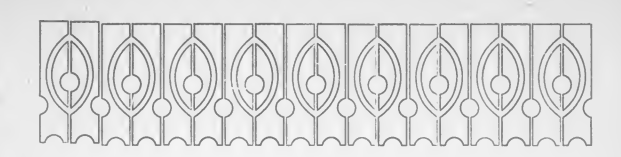
Weiter hatte ich jetzt eine kleine Rupertusberger Chronik verfaßt, welche für Sie belanglos sein dürfte, die aber damit schloß. In kommerzieller Beziehung galt immer die Stadt Bingen und das weltberühmte Gasthaus zum weißen Roß. Dann folgt die Ueberschrift:

S o n s t u n d J e t z t.

Als erstes Gasthaus an dem Rhein galt stets das „Roß“ in Bingen, — seinen Ruf hört man noch allgemein — durch alle Schichten klingen. – Der Wirt ein jovialer Mann, — von echtem Schrot und Korn, – kam einer auch benebelt an, – hieß er ihn doch willkommen. – Daß Goethe einst im „Roß“ logiert, – kann heut' nicht mehr verfangen, – weil Konkurrenz sich nicht geniert, – die Fremden abzufangen. – Heut' ist das „Roß“ nur ein Rösselein, – zu klein selbst noch für Bingen; – vielleicht versteht Herr Reifenstein – sich doch auf's Roß zu schwingen. – Ein altes Sprichwort aber heißt: – es pfeift niemals der Käfig, ein fremder Vogel pfeift vielleicht – den Gästen heut zu wenig. – Man schreit heut mit Reklame hoch, – bei jeder neuen Mode, — seht nur auf den Elisenhof, – was wird nicht dort geboten.

Was weiter noch bei meinem Aufsatz folgte, hat für Sie Herr Reifenstein und das weiße Roß keinen Wert.

Folglich wünsche ich zu Ihrem Unternehmen für die Folge recht viel Glück und zeichne für heute mit freundschaftlichem Gruss.



## St. Rochusfest zu Bingen

von Goethe.

Am 16. August 1814.

Vertraute, gesellige Freunde, welche schon wochenlang in Wiesbaden der heilsamen Kur genossen, empfanden eines Tages eine gewisse Unruhe, die sie durch Ausführung längst gehegter Vorsätze zu beschwichtigen suchten. Mittag war schon vorbei, und doch ein Wagen augenblicklich bestellt, um den Weg ins angenehme Rheingau zu suchen. Auf der Höhe über Biebrich erschaute man das weite, prächtige Flußtal mit allen Ansiedelungen innerhalb der fruchtbarsten Gauen. Doch war der Anblick nicht vollkommen so schön, als man ihn am frühen Morgen schon öfters genossen, wenn die aufgehende Sonne so viel weiß angestrichene Haupt- und Giebelseiten unzähliger Gebäude, größerer und kleiner, am Flusse und auf den Höhen beleuchtete. In der weitesten Ferne glänzte dann vor allen das Kloster Johannisberg; einzelne Lichtpunkte lagen dies- und jenseits des Flusses ausgesät.

Damit wir aber sogleich erführen, daß wir uns in ein frommes Land bewegten, begegnete uns vor Mosbach ein italienischer Gipsgießer, auf dem Haupte sein wohlbeladenes Brett gar kühnlich im Gleichgewichte schwenkend. Die darauf schwebenden Figuren aber waren nicht etwa, wie man sie nordwärts antrifft, farblose Götter- und Heldenbilder, sondern, der frohen und heiteren Gegend gemäß, bunt angemalte Heilige. Die Mutter Gottes thronte über allen; aus den vierzehn Nothelfern waren die vorzüglichsten auserlesen; der heilige Rochus, in schwarzer Pilgerkleidung, stand voran, neben ihm sein brottragendes Hündlein.

Nun fuhren wir bis Schierstein durch breite Kornfelder, hie und da mit Nußbäumen geschmückt. Dann erstreckt sich das fruchtbare Land links an

den Rhein, rechts an die Hügel, die sich nach und nach dem Wege näher ziehen. Schön und gefährlich erscheint die Lage von Walluf, unter einem Rheinbusen wie auf einer Landzunge. Durch reich befruchtete, sorgfältig unterstützte Obstbäume hindurch sah man Schiffe segeln, lustig, doppelt begünstigt, stromabwärts.

Auf das jenseitige Ufer wird das Auge gezogen; wohlgebaute, große, von fruchtbaren Gauen umgebene Ortschaften zeigen sich; aber bald muß der Blick wieder herüber: in der Nähe steht eine Kapellenruine, die auf grüner Matte ihre mit Efeu begrünten Mauern wundersam reinlich, einfach und angenehm erhebt. Rechts nun schieben Rebhügel sich völlig an den Weg heran.

In dem Städtchen Walluf tiefer Friede, nur die Einquartierungskreide an den Haustüren noch nicht ausgelöscht. Weiterhin erscheint Weinbau zu beiden Seiten. Selbst auf flachem, wenig abhängigem Boden wechseln Rebstöcke und Kornfelder, entferntere Hügel rechts, ganz bedeckt von Rebgeländern.

Und so in freier, umhügelter, zuletzt nordwärts von Bergen umgrenzter Fläche liegt Ellfeld, gleichfalls nah am Rheine, gegenüber einer großen bebauten Aue. Die Türme einer alten Burg, sowie der Kirche deuten schon auf eine größere Landstadt, die sich auch inwendig durch ältere, architektonisch verzierte Häuser und sonst auszeichnet.

Die Ursachen, warum die ersten Bewohner dieser Ortschaften sich an solchen Plätzen angesiedelt, auszumitteln, würde ein angenehmes Geschäft sein. Bald ist es ein Bach, der von der Höhe nach dem Rhein fließt, bald günstige Lage zum Landen und Ausladen, bald sonst irgend eine örtliche Bequemlichkeit.

Man sieht schöne Kinder und erwachsene, wohlgebildete Menschen; alle haben ein ruhiges, keineswegs ein hastiges Ansehen. Lustfuhren und Lustwandler begegneten uns fleißig; letztere öfters mit Sonnenschirmen. Die Tageshitze war



groß, die Trockenheit allgemein, der Staub höchst beschwerlich.

Unter Ellfeld liegt ein neues, prächtiges, von Kunstgärten umgebenes Landhaus. Noch sieht man Fruchtbau auf der Fläche links, aber der Weinbau vermehrt sich. Orte drängen sich, Höfe fügen sich dazwischen, so daß sie, hinter einander gesehen, sich zu berühren scheinen.

Alles dieses Pflanzenleben der Flächen und Hügel gedeiht in einem Kiesboden, der, mehr oder weniger mit Leimen gemischt, den in die Tiefe wurzelnden Weinstock vorzüglich begünstigt. Die Gruben, die man zur Ueberschüttung der Heerstraße ausgegraben, zeigen auch nichts anderes.

Erbach ist wie die übrigen Orte reinlich gepflastert, die Straße trocken, die Erdgeschosse bewohnt und, wie man durch die offenen Fenster sehen kann, reinlich eingerichtet. Abermals folgt ein palastähnliches Gutsgebäude, die Gärten erreichen den Rhein, köstliche Terrassen und schattige Lindengänge durchschaut man mit Vergnügen.

Der Rhein nimmt hier einen anderen Charakter an: es ist nur ein Teil desselben, die vorliegende Aue beschränkt ihn und bildet einen mäßigen, aber frisch und kräftig strömenden Fluß. Nun rücken die Rebhügel der rechten Seite ganz an den Weg heran, von starken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Blende die Aufmerksamkeit an sich zieht. Der Wagen hält still; man erquickt sich an einem reichlich quellenden Röhrwasser: dieses ist der Marktbrunnen, von welchem der auf der Hügelstrecke gewonnene Wein seinen Namen hat.

Die Mauer hört auf, die Hügel verflächen sich, ihre sanften Seiten und Rücken sind mit Weinstöcken überdrängt. Links Fruchtbäume. Nah am Fluß Weidichte, die ihn verstecken.

Durch Hattenheim steigt die Straße; auf der hinter dem Orte erreichten Höhe ist der Lehmenboden weniger kiesig. Von beiden Seiten Weinbau, links mit Mauern eingefaßt, rechts abgeböscht. Reichartshausen, ehemaliges Klostergut, jetzt der Herzogin von Nassau gehörig. Die

letzte Mauerecke, durchbrochen, zeigt einen anmutig beschatteten Akaziensitz.

Reiche, sanfte Fläche auf der fortlaufenden Höhe, dann aber zieht sich die Straße wieder an den Fluß, der bisher tief und entfernt gelegen. Hier wird die Ebene zu Feld- und Gartenbau benutzt, die mindeste Erhöhung zu Wein. Oestrich in einiger Entfernung vom Wasser, auf ansteigendem Boden, liegt sehr anmutig; denn hinter dem Orte ziehen sich die Weinhügel bis an den Fluß und so fort bis Mittelheim, wo sich der Rhein in herrlicher Breite zeigt. Langenwinkel folgt unmittelbar; den Beinamen des langen verdient es, ein Ort bis zur Ungeduld der Durchfahrenden in die Länge gezogen; Winkelhaftes läßt sich dagegen nichts bemerken.

Vor Geisenheim erstreckt sich ein flaches, niederes Erdreich bis an den Strom, der es wohl noch jetzt bei hohem Wasser überschwemmt; es dient zu Garten- und Kleebau. Die Aue im Fluß, das Städtchen am Ufer ziehen sich schön gegen einander; die Aussicht jenseits wird freier. Ein weites hügeliches Tal bewegt sich zwischen zwei ansteigenden Höhen gegen den Hunsrück zu.

Wie man sich Rüdesheim nähert, wird die niedere Fläche links immer auffallender, und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verschlossen gewesen, das hier aufgehaltene, zurückgestaute Wasser diese Niederung ausgeglichen und endlich, nach und nach ablaufend und fortströmend, das jetzige Rheinbett daneben gebildet habe.

Und so gelangten wir in weniger als viertehalb Stunden nach Rüdesheim, wo uns der Gasthof zur Krone, unfern des Tores anmutig gelegen, sogleich anlockte.

Er ist an einen alten Turm angebaut und läßt aus den vorderen Fenstern rheinabwärts, aus der Rückseite rheinaufwärts blicken; doch suchten wir bald das Freie. Ein vorspringender Steinbau ist der Platz, wo man die Gegend am reinsten überschaut. Flußaufwärts sieht man von hier die bewachsenen Auen in ihrer ganzen



perspektivischen Schönheit. Unterwärts am gegenseitigen Ufer Bingen, weiter hinabwärts den Mäuseturm im Flusse.

Von Bingen heraufwärts erstreckt sich nahe am Strom ein Hügel gegen das obere flache Land. Er läßt sich als Vorgebirg in den alten höhern Wassern denken. An seinem östlichen Ende sieht man eine Kapelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welche soeben vom Kriegsverderben wieder hergestellt wird. An einer Seite stehen noch die Rüststangen; dessen ungeachtet soll morgen das Fest gefeiert werden. Man glaubte, wir seien deshalb hergekommen, und verspricht uns viel Freude.

Und so vernahmen wir denn, daß während den Kriegszeiten, zu großer Betrübnis der Gegend, dieses Gotteshaus entweiht und verwüstet worden. Zwar nicht gerade aus Willkür und Mutwillen, sondern weil hier ein vorteilhafter Posten die ganze Gegend überschaute und einen Teil derselben beherrschte. Und so war das Gebäude denn aller gottesdienstlichen Erfordernisse, ja aller Zierden beraubt, durch Bivouacs angeschmaucht und verunreinigt, ja durch Pferdestallung geschändet.

Deswegen aber sank der Glaube nicht an den Heiligen, welcher die Pest und ansteckende Krankheiten von Gelobenden abwendet. Freilich war an Wallfahrten hierher nicht zu denken: denn der Feind, argwöhnisch und vorsichtig, verbot alle frommen Auf- und Umzüge als gefährliche Zusammenkünfte, Gemeinsinn befördernd und Verschwörungen begünstigend. Seit vierundzwanzig Jahren konnte daher dort oben kein Fest gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von den Vorteilen örtlicher Wallfahrt sich überzeugt fühlten, durch große Not gedrängt, das Aeußerste zu versuchen. Hiervon erzählen die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beispiel. In tiefer Winternacht erblickten sie einen Fackelzug, der sich ganz unerwartet von Bingen aus den Hügel hinauf bewegte, endlich um die Kapelle versammelte, dort, wie man vermuten können, seine Andacht verrichtete. In

wiefern die damaligen französischen Behörden dem Drange dieser Gelobenden nachgesehen, da man sich ohne Vergünstigung dergleichen wohl kaum unterfangen hätte, ist niemals bekannt geworden, sondern das Geschehene blieb in tiefer Stille begraben.

Alle Rüdesheimer jedoch, die, ans Ufer laufend, von diesem Schauspiel Zeugen waren, versichern: seltsamer und schauderhafter in ihrem Leben nichts gesehen zu haben.

Wir gingen sachte den Strand hinab, und wer uns auch begegnete, freute sich über die Wiederherstellung der nachbarlichen heilig. Stätte; denn obgleich Bingen vorzüglich diese Erneuerung und Belebung wünschen muß, so ist es doch eine fromme und frohe Angelegenheit für die ganze Gegend und deshalb eine allgemeine Freude auf morgen.

Denn der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechselverkehr der beiden Rheinufer, nur durch den Glauben an diesen Heiligen unterhalten, soll glänzend wieder hergestellt werden. Die ganze umliegende Gegend ist in Bewegung, alte und neue Gelübde dankbar abzutragen. Dort will man seine Sünde bekennen, Vergebung erhalten, in der Masse so vieler zu erwartenden Fremden längst vermißten Freunden wieder begegnen.

Unter solchen frommen und heitern Aussichten, wobei wir den Fluß und das jenseitige Ufer nicht aus dem Auge ließen, waren wir, das weit sich erstreckende Rüdesheim hinab, zu dem alten römischen Kastell gelangt, das, am Ende gelegen, durch treffliche Mauerung sich erhalten hat. Ein glücklicher Gedanke des Besitzers, des Herrn Grafen von Ingelheim, bereitete hier jedem Fremden eine schnell belehrende und erfreuliche Uebersicht.

Man tritt in einen brunnenartigen Hof: der Raum ist eng, hohe schwarze Mauern steigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzusehen — denn die Steine sind äußerlich unbehauen — eine kunstlose Rustika. Die steilen Wände sind durch neu angelegte Treppen ersteiglich; in dem Gebäude selbst findet man einen eigenen Kontrast wohleingerichteter Zimmer und großer wüster, von Wachfeuern und Rauch geschwärzter Gewölbe. Man windet sich stufenweise durch finstere Mauerspalten hindurch und findet zuletzt, auf turmartigen Zinnen, die herrlichste Aussicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wider, indessen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken sind Türme, Mauerhöhen und Flächen zusammengehängt, heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwischen; sie waren diesmal regenbedürftig, wie die ganze Gegend.



Nun, im klaren Abendlichte, lag Rüdesheim vor und unter uns. Eine Burg der mittlern Zeit, nicht fern von dieser uralten. Dann ist diese Aussicht reizend über die unschätzbaren Weinberge; sanftere und steilere Kieshügel, ja Felsen und Gemäuer, sind zur Anpflanzung von Reben benutzt. Was aber auch sonst noch von geistlichen und weltlichen Gebäuden dem Auge begegnen mag, der Johannisberg herrscht über alles.

Nun mußte denn wohl, im Angesicht so vieler Rebhügel des Eilfers in Ehren gedacht werden. Es ist mit diesem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohltätigen Regenten; er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt; ebenso ist auch ein gutes Weinjahr in aller Munde. Ferner hat denn auch der Eilfer die Haupteigenschaft des Trefflichen, er ist zugleich köstlich und reichlich.

In Dämmerung versank nach und nach die Gegend. Auch das Verschwinden so vieler bedeutender Einzelheiten ließ uns erst recht Wert und Würde des Ganzen fühlen, worin wir uns lieber verloren hätten; aber es mußte geschieden sein.

Unser Rückweg ward aufgemuntert durch fortwährendes Kanonieren von der Kapelle her. Dieser kriegerische Klang gab Gelegenheit, an der Wirtstafel des hohen Hügelpunktes als militärischen Postens zu gedenken. Man sieht von da das ganze Rheingau hinauf und unterscheidet

die meisten Ortschaften, die wir auf dem Herwege genannt.

Zugleich machte man uns aufmerksam, daß wir von der Höhe über Biebrich schon die Rochuskapelle als weißen Punkt, von der Morgensonne beleuchtet, deutlich öfters müßten gesehen haben, dessen wir uns denn auch gar wohl erinnerten.

Bei allem diesem konnte es denn nicht fehlen, daß man den heiligen Rochus als einen würdigen Gegenstand der Verehrung betrachtete, da er durch das gefesselte Zutrauen diesen Hader- und Kriegsposten augenblicklich wieder zum Friedens- und Versöhnungsposten umgeschaffen.

Indessen hatte sich ein Fremder eingefunden und zu Tische gesetzt, den man auch als einen Wallfahrer betrachtete und deshalb sich umso unbefangener zum Lobe des Heiligen erging. Allein zu großer Verwunderung der wohlgesinnten Gesellschaft fand sich, daß er, obgleich Katholik, gewissermaßen ein Widersacher des Heiligen sei. Am sechzehnten August, als am Festtage, während so viele den heiligen Rochus feierten, brannte ihm das Haus ab. Ein anderes Jahr am selben Tage wurde sein Sohn blessiert; den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gast versetzte darauf: bei einzelnen Fällen komme es hauptsächlich darauf an, daß man sich an den eigentlichen Heiligen wende, in dessen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunst zu wehren, sei St. Florian beauftragt; den Wunden verschaffe St. Sebastian Heilung; was den dritten Punkt betreffe, so wisse man nicht, ob St. Hubertus vielleicht Hilfe geschafft hätte? Im übrigen sei den Gläubigen genugsamer Spielraum gegeben, da im ganzen vierzehn heilige Nothelfer aufgestellt worden. Man ging die Tugenden derselben durch und fand, daß es nicht Nothelfer genug geben könne.

Um dergleichen, selbst in heiterer Stimmung immer bedenkliche Betrachtungen los zu werden, trat man heraus unter den brennend gestirnten Himmel und verweilte so lange, daß der darauf folgende tiefe Schlaf als Null betrachtet werden konnte, da er uns vor Sonnenaufgang verließ.



Wir treten sogleich heraus, nach den grauen Rheinschluchten hinabzublicken; ein frischer Wind blies von dorther uns ins Angesicht, günstig den Herüber- wie den Hinüberfahrenden.

Schon jetzt sind die Schiffer sämtlich rege und beschäftigt, die Segel werden bereitet; man feuert von oben, den Tag anzufangen, wie man ihn abends angekündigt. Schon zeigen sich einzelne Figuren und Geselligkeiten, als Schattenbilder am klaren Himmel, um die Kapelle und auf dem Bergrücken, aber Strom und Ufer sind noch wenig belebt.

Leidenschaft zur Naturkunde reizt uns, eine Sammlung zu betrachten, wo die metallischen Erzeugnisse des Westerwaldes, nach dessen Länge und Breite, auch vorzügliche Minern von Rheinbreitbach vorliegen sollten. Aber diese wissenschaftliche Betrachtung wäre uns fast zum Schaden gediehen: denn als wir zum Ufer des Rheins zurückkehren, finden wir die Abfahrenden in lebhafter Bewegung. Massenweise strömen sie an Bord, und ein überdrängtes Schiff nach dem andern stößt ab.

Drüben, am Ufer her, sieht man Scharen ziehen, Wagen fahren; Schiffe aus den oberen Gegenden landen daselbst. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menschen, auf mehr oder weniger gähen Fußpfaden die Höhe zu ersteigen bemüht. Fortwährendes Kanonieren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortschaften.

Nun ist es Zeit! auch wir sind mitten auf dem Flusse; Segel und Ruder wetteifern mit Hunderten. Ausgestiegen bemerken wir sogleich mit geologischer Vorliebe am Fuße des Hügels wundersame Felsen. Der Naturforscher wird von dem heiligen Pfad zurückgehalten. Glücklicherweise ist ein Hammer bei der Hand. Da findet sich ein Konglomerat, der größten Aufmerksamkeit würdig. Ein im Augenblicke des Werdens zertrümmertes Quarzgestein, die Trümmer scharfkantig, durch Quarzmasse wieder verbunden. Ungeheure Festigkeit hindert uns, mehr als kleine Bröckchen zu gewinnen. – Möge bald ein reisender Naturforscher diese Felsen näher

untersuchen, ihr Verhältnis zu den älteren Gebirgsmassen unterwärts bestimmen, mir davon gefälligst Nachricht, nebst einigen belehrenden Musterstücken zukommen lassen! Dankbar würde ich es erkennen.

Den steilsten, zickack über Felsen springenden Stieg erklommen wir mit Hundert und aber Hunderten, langsam, öfters rastend und scherzend. Es war die Tafel des Cebes im eigentlichsten Sinne, bewegt, lebendig; nur daß hier nicht so viel ableitende Nebenwege stattfanden.

Oben um die Kapelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa 30 Fuß, das Chor im Grunde vielleicht 20. Hier steht der Hauptaltar, nicht modern, aber im wohlhäbigen katholischen Kirchenschmuck. Er steigt hoch in die Höhe, und die Kapelle überhaupt hat ein recht freies Ansehen. Auch in den nächsten Ecken des Hauptvierecks zwei ähnliche Altäre, nicht beschädigt, alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man sich dies in einer jüngst zerstörten Kirche?

Die Menge bewegte sich von der Haupttür gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte, so lange man konnte; aber einer verdrängte den andern, und so ward auch ich im Strome vorbei und zur Seitenpforte hinausgeschoben.

Aeltere Männer von Bingen treten zu uns, den herzoglich nassauischen Beamten, unsern werten Geleitsmann, freundlich zu begrüßen; sie rühmen ihn als einen guten und hilfreichen Nachbar, ja als einen Mann, der ihnen möglich gemacht, das heutige Fest mit Andacht zu feiern. Nun erfahren wir, daß, nach aufgehobenem Kloster Eibingen, die inneren Kirchenerfordernisse, Altäre, Kanzel, Orgel, Bet- und Beichtstühle, an die Gemeinde zu Bingen zu völliger Einrichtung der Rochuskapelle um ein Billiges überlassen worden. Da man sich nun von protestantischer Seite dergestalt förderlich erwiesen, gelobten sämtliche



Bürger Bingens, gedachte Stücke persönlich herüberzuschaffen. Man zog nach Eibingen: alles ward sorgfältig abgenommen, der einzelne bemächtigte sich kleinerer, mehrere der größeren Teile, und so trugen sie, Ameisen gleich, Säulen und Gesimse, Bilder und Verzierungen herab an das Wasser; dort wurden sie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergesetzt, am linken Ufer ausgeschifft und abermals auf frommen Schultern die manigfaltigen Pfade hinaufgetragen. Da nun das alles zugleich geschah, so konnte man, von der Kapelle herabschauend über Land und Fluß, den wunderbarsten Zug sehen, indem Geschnitztes und Gemaltes, Vergoldetes und Lackiertes in bunter Folgereihe sich bewegte; dabei genoß man des angenehmen Gefühls, daß jeder unter seiner Last und bei seiner Bemühung Segen und Erbauung sein ganzes Leben hoffen durfte. Die auch herübergeschaffte, noch nicht aufgestellte Orgel wird nächstens auf einer Galerie dem Hauptaltar gegenüber Platz finden. Nun löste sich erst das Rätsel, man beantwortet sich die aufgeworfene Frage: wie es komme, daß alle diese Zierden schon verjährt und doch wohlerhalten, unbeschädigt und doch nicht neu, in einem erst hergestellten Raum sich zeigen konnten.

Dieser Zustand des Gotteshauses muß uns um so erbaulicher sein, als wir dabei an den beste Willen, wechselseitige Beihilfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert werden. Denn daß alles mit Ueberlegung geschehen, erhellt nicht weniger aus folgendem. Der Hauptaltar aus einer weit größeren Kirche sollte hier Platz finden, und man entschloß sich, die Mauern um mehrere Fuß zu erhöhen, wodurch man einen anständigen, ja reich verzierten Raum gewann. Der ältere Gläubige kann nun vor demselben Altar auf dem linken Rheinufer knieen, vor welchem er von Jugend an auf dem Rechten gebetet hatte.

Auch war die Verehrung jener heiligen Gebeine schon längst herkömmlich. Diese Ueberreste des heiligen Ruprechts, die man sonst zu

Eibingen gläubig berührt und hilfreich gepriesen hatte, fand man hier wieder. Und so manchen belebt ein freudiges Gefühl, einem längst erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hierbei bemerke man wohl, daß es sich nicht geziemt hätte, diese Heiligtümer in den Kauf mit einzuschließen oder zu irgend einem Preis anzuschlagen; nein, sie kamen vielmehr durch Schenkung, als fromme Zugabe, gleichfalls nach St. Rochus. Möchte man doch überall in ähnlichen Fällen mit gleicher Schonung verfahren sein!

Und nun ergreift uns das Gewühl! Tausend und aber tausend Gestalten streiten sich um unsere Aufmerksamkeit. Diese Völkerschaften sind an Kleidertracht nicht auffallend verschieden, aber von der mannigfaltigsten Gesichtsbildung. Das Getümmel läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen suchte man vergebens in dieser augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt sich ins Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfest sie fordert, stehen unfern der Kapelle. Voran geordnet sieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verschiedenen Vermögen der Weihenden angemessen. Gebetbücher folgen, Offizium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns sein Leben, Leisten und Leiden klar würde; Rosenkränze jedoch aller Art fanden sich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernisse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanteriewaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken.

Prozessionen dauern fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern; der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wohl Resultate verliehen. Im ganzen durfte man sagen: die Kinder schön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet; mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Angesang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwankten, eine große und größere Kerze erhub sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern



und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmutig und einzig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz haltend und das Marterinstrument freundlich anblickend. Ach! rief ein zartfühlender Zuschauer, ist nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hineinsieht, in demselben Falle? Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet, und es nahm sich, als Jugendfürstchen, gar hübsch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Hauptprozession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen, herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Szene. Die Stadt an sich wohl gebaut und -erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Tales, wo die Nahe herauskommt. Und nun der Rhein, der Mäuseturm, der Ehrenfels! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Prozession kommt bergauf, gereiht und geordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heilige Rochus in schwarzsamtenem Pilgerkleide, dazu von gleichem Stoff einen langen, goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brot zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen schwarzen Pilgerkutt, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in den Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubt' ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rotseidener Baldachin wankte herauf; unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlichwürdigen umgeben, von österreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dies politisch-religiöse Fest zu feiern, welches

für ein Symbol gelten sollte des wiedergewonnenen linken Rheinufers, sowie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen.

Sollte ich aber die allgemeinsten Eindrücke kürzlich aussprechen, die alle Prozessionen bei mir zurückließen, so würde ich sagen: die Kinder waren sämtlich froh, wohlgemut und behäglich, als bei einem neuen, wundersamen, heitern Ereignis. Die jungen Leute daher traten gleichgültig anher. Denn sie, in böser Zeit geborne, konnte das Fest an nichts erinnern; und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht. Die Alten aber waren alle gerührt, als von einem glücklichen, für sie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus ersehen wir, daß des Menschen Leben nur in sofern etwas wert ist, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von diesem edlen und vielfach-würdigen Vorschreiten der Betrachter unschicklich abgezogen und weggestört durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches, gemeinheftiges Geschrei. Auch hier wiederholte sich die Erfahrung, daß ernste, traurige, ja schreckliche Schicksale oft durch ein unvorhergesehenes abgeschmacktes Ereignis, als von einem lächerlichen Zwischenspiel, unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entsteht ein seltsames Rufen; es sind nicht Töne des Haders, des Schreckens, der Wut, aber doch wild genug. Zwischen Gestein und Busch und Gestrüpp irrt eine aufgeregte, hin und wider laufende Menge, rufend: halt! — hier! — da! — nun! — hier! — da! — dort! — nun! — hier! — nun heran! — So schallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beschäftigen sich laufend, springend mit hastigem Ungetüm, als jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick, als der Bischof mit dem hochehrwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Rätsel gelöst.

Ein flinker, derber Bursche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweisen. Das arme schuldlose Tier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeschreckt, abgeschnitten von seinem Bau, wird am schonungsreichsten Feste von den immer unbarmherzigen Menschen im segenvollsten Augenblicke getötet.



Gleichgewicht und Ernst war jedoch alsobald wieder hergestellt, und die Aufmerksamkeit auf eine neue, stattlich heranziehende Prozession gelockt. Denn indem der Bischof nach der Kirche zuwallte, trat die Gemeinde von Büdesheim so zahlreich als anständig heran. Auch hier mißlang der Versuch, den Charakter dieser einzelnen Ortschaft zu erforschen. Wir, durch so viel Verwirrendes verwirrt, ließen sie in die immer wachsende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte sich nun gegen die Kapelle und strebte zu derselben hinein. Wir durch die Wege seitwärts geschoben, verweilten im Freien, um an der Rückseite des Hügels der weiten Aussicht zu genießen, die sich in das Tal eröffnet, in welchem die Nahe ungesehen heranschleicht. Hier beherrscht ein gesundes Auge die mannigfaltigste, fruchtbarste Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersberg, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt.

Nun wurden wir aber sogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenusse näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art standen hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beschäftigt fanden wir eine junge tätige Wirtin, umgehend einen glühenden weiten Aschenhaufen, frische Würste — sie war eine Metzgerstochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinker Diener unablässige Bemühung wußte sie einer solchen Masse von zuströmenden Gästen genug zu tun.

Auch wir, mit fetter, dampfender Speise nebst frischem, trefflichem Brot reichlich versehen, bemühten uns, Platz an einem geschirmten, langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Feste gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die alten. Braune Krüglein, mit weißem Namenszug des Heiligen, rundeten

im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefüllt vor uns nieder.

Da ergab sich nun der große Vorteil solcher Volksversammlung, wenn, durch irgend ein höheres Interesse, aus einem großen, weitschichtigen Kreise so viele einzelne Strahlen nach einem Mittelpunkt gezogen werden.

Hier unterrichtet man sich auf einmal von mehreren Provinzen. Schnell entdeckte der Mineralog Personen, welche, bekannt mit der Gebirgsart von Oberstein, den Achaten daselbst und ihrer Bearbeitung, dem Naturfreunde belehrende Unterhaltung gaben. Der Quecksilberminern zu Muschellandsberg erwähnte man gleichfalls. Neue Kenntnisse taten sich auf, und man faßte Hoffnung, schönes kristallisiertes Amalgam von dorther zu erhalten.

Der Genuß des Weins war durch solche Gespräche nicht unterbrochen. Wir sendeten unsere leeren Gefäße zu dem Schenken, der uns ersuchen ließ, Geduld zu haben, bis die vierte Ohm angesteckt sei. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft.

Niemand schämt sich der Weinlust, sie rühmen sich einigermaßen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbrust zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob denn wahr sei, daß es geistlichen Herren, ja Kurfürsten geglückt, acht rheinische Maß, das heißt sechzehn unserer Bouteillen, in vierundzwanzig Stunden zu sich zu nehmen?

Ein scheinbar ernsthafter Gast bemerkte, man dürfe sich zu Beantwortung dieser Frage nur der Fastenpredigt ihres Weihbischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe:

„Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zu Reu' und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der



Wein erfreut des Menschen Herz! Daraus erhellet, daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl geniesen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen und seinesgleichen verächtlich.

„Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünfen und sechsen noch dergestalt sich selbst gleichbleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich imstande findet: auch der genieße sein bescheiden Teil und nehme es mit Dank dahin! Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemanden die besondere Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugnis geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vorteil meines Nächsten mich tätig finden zu lassen: so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

„Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er nach dem Willen des Gebers am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein

bescheiden Teil dahin! Und auf daß ein solches geschehe, alles Uebermaß dagegen verbannt sei, handelt sämtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet."

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gesprächs der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse, und hier ist erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten, nur unter den Göttern mindern Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Aßmannshäuser Rote vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Ober-Ingelheim hörte ich behaupten, der ihrige gebe jenem wenig nach. Der Eilfer solle köstlich gewesen sein; davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sei. Dies wurde von den Beisitzenden gar sehr gebilligt, weil man rote Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, den Monzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man sich versieht, zu Kopfe steigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu schön empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hätten, in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen.

Auch unsere braunen Krüglein kamen wiederum gefüllt zurück, und als man die heiteren weißen Namenszüge überall so wohltätig beschäftigt sah, mußte man sich fast schämen, die Geschichte desselben nicht genau zu wissen, ob man gleich sich recht gut erinnerte, daß er, auf alles irdische Gut völlig verzichtend, bei Wartung von Pestkranken auch sein Leben nicht in Anschlag gebracht habe.

Nun erzählte die Gesellschaft, dem Wunsche gefällig, jene anmutige Legende, und zwar um



die Wette, Kinder und Eltern, sich einander einhelfend.

Hier lernte man das eigentliche Wesen der Sage kennen, wenn sie von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr wandelt. Widersprüche kamen nicht vor, aber unendliche Unterschiede, welche daher entspringen mochten, daß jedes Gemüt einen anderen Anteil an der Begebenheit und den einzelnen Vorfällen genommen, wodurch denn ein Umstand bald zurückgesetzt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verschiedenen Wanderungen, sowie der Aufenthalt des Heiligen an verschiedenen Orten verwechselt wurde.

Ein Versuch, die Geschichte, wie ich sie gehört, gesprächsweise aufzuzeichnen, wollte mir nicht gelingen; so mag sie uns auf die Art, wie sie gewöhnlich überliefert wird, hier eingeschaltet stehen.

St. Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig, und hieß sein Vater Johann, die Mutter aber Libera. Und zwar hatte dieser Johann nicht nur Montpellier, sondern auch noch andere Orte unter seiner Gewalt, war aber ein frommer Mann und hatte lange Zeit ohne Kindersegen gelebt, bis er seinen Rochum von der heiligen Maria erbeten, und brachte das Kind ein rotes Kreuz auf der Brust mit auf die Welt. Wenn seine Eltern fasteten, mußte er auch fasten und gab ihm seine Mutter an einem solchen Tag nur einmal ihre Brust zu trinken. Im fünften Jahre seines Alters fing er an sehr wenig zu essen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab und wendete sein Taschengeld an die Armen, denen er sonderlich viel Gutes tat. Er bezeigte sich auch fleißig im Studieren und erlangte bald großen Ruhm durch seine Geschicklichkeit, wie ihn dann auch noch sein Vater auf seinem Todesbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielte, zu allem Guten ermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als seine Eltern gestorben, da er denn alle sein ererbtes Vermögen unter die Armen austeilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reiste und zu einem Hospital

kam, darinnen viele an ansteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte; und ob man ihn gleich nicht alsobald hineinließ, sondern ihm die Gefahr vorstellte, so hielte er doch ferner an und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er sie alle durch Berührung mit seiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuz gesund. Sodann begab er sich ferner nach Rom befreite auch allda nebst vielen andern einen Kardinal von der Pest und hielt sich in die drei Jahre bei demselben auf.

Als er aber selbsten endlich auch mit dem schrecklichen Uebel befallen wurde und man ihn in das Pesthaus zu den andern brachte, wo er wegen grausamer Schmerzen manchmal erschrecklich schreien mußte, ging er aus dem Hospital und setzte sich außen vor die Thüre hin, damit er den anderen durch sein Geschrei nicht beschwerlich fiele; und als die Vorbeigehenden solches sahen, vermeinten sie, es wäre aus Unachtsamkeit der Pestwärter geschehen; als sie aber hernach das Gegenteil vernahmen, hielte ihn jedermann für töricht und unsinnig, und so trieben sie ihn zur Stadt hinaus. Da er denn unter Gottes Geleit durch Hilfe seines Stabes allgemach in den nächsten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er sich unter einen Ahornbaum und ruhete daselbst ein wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entsprang, daraus er sich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin sich viele Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei sich hatte. Da ereignet sich aber der sonderbare Umstand, daß ein sonst sehr wohlgezogener Jagdhund ein Brot vom Tische wegschnappt und davonläuft. Obgleich abgestraft, ersieht er seinen Vorteil den zweiten Tag wieder und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimnis und folgt mit den Dienern.

Dort finden sie denn unter dem Baum den sterbenden frommen Pilger, der sie ersucht, sich zu entfernen, ihn zu verlassen, damit sie nicht



on gleichem Uebel angefallen würden. Gottardus aber nahm sich vor, den Kranken nicht ner von sich zu lassen, als bis er genesen äre, und versorgte ihn zum besten. Als nun ochus wieder ein wenig zu Kräften kam, begab sich vollends nach Florenz, heilte daselbst iele von der Pest und wurde selbst durch eine timme vom Himmel völlig wieder hergestellt. r beredte auch Gotthardum dahin, daß dieser ich entschloß, mit ihm seine Wohnung in dem Vald aufzuschlagen und Gott ohne Unterlaß zu ienen, welches auch Gotthardus versprach, wenn r nur bei ihm bleiben wollte; da sie sich denn ine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten; und nachdem endlich Rochus otthardum zu solchem Eremitenleben genugsam ingeweiht, machte er sich abermals auf den Veg und kam nach einer beschwerlichen Reise glücklich wieder nach Hause und zwar in eine Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er seinem Vetter geschenkt hatte. Allda nun wurde r, weil es Kriegszeit war, für einen Kundschafter ehalten und vor den Landesherrn geführt, der hn wegen seiner großen Veränderung und armeligen Kleidung nicht mehr kannte, sondern in in hart Gefängnis setzen ließ. Er aber dankte einem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren eß, und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker u; wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu essen brachte, sonlern kreuzigte noch dazu seinen Leib mit Wachen und Fasten. Als er merkte, daß sein Ende nahe ei, bat er die Bedienten des Kerkermeisters, aß sie ihm einen Priester holen möchten. Nun var es eine sehr finstere Gruft, wo er lag; als ber der Priester kam, wurde es helle, darüber ieser sich höchlich verwundert, auch, sobald er ochum ansahe, etwas Göttliches an ihm erblickte nd vor Schrecken halbtot zur Erde fiel, auch ch sogleich zum Landesherrn begab und ihm aneigte, was er erfahren, und wie Gott wäre sehr beeidigtworden, indem man den frömmsten Menschen o lange Zeit in einem so beschwerlichen Gefängnis ufgehalten. Als dieses in der Stadt bekannt

worden, lief jedermann häufig nach dem Turm. St. Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab seinen Geist auf. Jedermann aber sah durch die Spalten der Türe einen hellen Glanz hervordringen; man fand auch bei der Oeffnung den Heiligen tot und ausgestreckt auf der Erde liegen und bei seinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landesherrn Befehl mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem roten Kreuz, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und war ein großes Heulen und Lamentieren darüber entstanden.

Solches geschahe im Jahr 1327 den 16. August; und ist ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr sein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren gebaut worden. Als nun im Jahre 1414 zu Konstanz ein Konzilium gehalten wurde und die Pest allda entstand, auch nirgends Hilfe vorhanden war, ließ die Pest alsobald nach, sobald man diesen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Prozessionen anstellte.

Diese friedliche Geschichte ruhig zu nehmen, war kaum der Ort. Denn in der Tischreihe stritten mehrere schon längst über die Zahl der heute Wallfahrenden und Besuchenden. Nach einiger Meinung sollten zehntausend, nach anderen mehr und dann noch mehr auf diesem Hügelrücken durch einander wimmeln. Ein österreichischer Offizier, militärischem Blick vertrauend, bekannte sich zu dem höchsten Gebote.

Noch mehrere Gespräche kreuzten sich. Verschiedene Bauernregeln und sprichwörtliche Wetterprophezeihungen, welche dies Jahr eingetroffen sein sollten. verzeichnete ich ins Taschenbuch, und als man Teilnahme bemerkte, besann man sich auf mehrere, die denn auch hier Platz finden mögen, weil sie auf Landesart und auf die wichtigsten Angelegenheiten der Bewohner hindeuten.

„Trockner April ist nicht der Bauern Will. Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock sproßt, so verkündet es ein gutes Jahr. — Viel



Sonnenschein im August bringt guten Wein. — Je näher das Christfest dem neuen Monde zufällt, ein desto härteres Jahr soll hernach folgen; so es aber gegen den vollen und abnehmenden Mond kommt, je gelinder es sein soll. — Die Fischer haben von der Hechtleber dieses Merkmal, welches genau eintreffen soll: wenn dieselbe gegen dem Gallenbläschen zu breit, der vordere Teil aber spitzig und schmal ist, so bedeutet es einen langen und harten Winter. — Wenn die Milchstraße im Dezember schön weiß und hell scheint, so bedeutet es ein gutes Jahr. — Wenn die Zeit von Weihnachten bis Dreikönig neblicht und dunkel ist, sollen das Jahr darauf Krankheiten erfolgen. — Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, daß sie übergehen, so hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rohrdrommel zeitig gehört wird, so hofft man eine gute Ernte. — Wenn die Bohnen übermäßig wachsen und die Eichbäume viel Frucht bringen, so gibt es wenig Getreide. — Wenn die Eulen und andere Vögel ungewöhnlich die Wälder verlassen und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, so gibt es ein unfruchtbares Jahr. — Kühler Mai gibt guten Wein und vieles Heu. — Nicht zu kalt und nicht zu naß, füllt die Scheuer und das Faß. — Reife Erdbeeren um Pfingsten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der Walpurgisnacht regnet, so hofft man ein gutes Jahr. — Ist das Brustbein von einer gebratenen Martinsgans braun, so bedeutet es Kälte, ist es weiß, Schnee.“

Ein Bergbewohner, welcher diese vielen, auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernst vernommen, wurde gefragt, ob auch bei Ihnen dergleichen gang und gäbe wäre? Er versetzte darauf, mit so viel Abwechselung könne er nicht dienen; Rätselrede und Segen sei bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund,
Mittags gestampft,
Abends in Scheiben,
Dabei soll's bleiben;
Es ist gesund.

Man freute sich über diese glückliche Genügsamkeit und versicherte, daß es Zeiten gäbe, wo man zufrieden sei, es ebenso gut zu haben.

Indessen steht manche Gesellschaft gleichgültig auf, den fast unübersehbaren Tisch verlassend; andere grüßten und werden gegrüßt: so verliert sich die Menge nach und nach. Nur die zunächst Sitzenden, wenige wünschenswerte Gäste, zaudern; man verläßt sich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh eines solchen Abschiedes zu genießen, und verspricht endlich, zu einiger Beruhigung, unmögliches Wiedersehen.

Außer den Zelten und Buden empfindet man leider in der hohen Sonne sogleich den Mangel an Schatten, welchen jedoch eine große neue Anpflanzung junger Nußbäume auf dem Hügelrücken künftigen Urenkeln verspricht. Möge jeder Wallfahrende die zarten Bäume schonen, eine löbliche Bürgerschaft von Bingen diese Anlage schirmen, durch eifriges Nachpflanzen und sorgfältiges Hegen hier, zu Nutz und Freude so vieler Tausende, nach und nach in die Höhe helfen!

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereignis: man eilt zur Predigt; alles Volk drängt sich nach der Ostseite. Dort ist das Gebäude noch nicht vollendet, hier stehen noch Rüststangen, schon während des Baues dient man Gott. Ebenso war es, als in Wüsteneien von frommen Einsiedlern mit eigenen Händen Kirchen und Klöster errichtet wurden. Jedes Behauen, jedes Niederlegen eines Steins war Gottesdienst. Kunstfreunde erinnern sich der bedeutenden Bilder von Lesueur, des heiligen Bruno Wandel und Wirkung darstellend. Also wiederholt sich alles Bedeutende im großen Weltgange; der Achtsame bemerkt es überall.

Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, da ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht mit klarer und verständlicher Stimme einen rein verständigen Vortrag. Wir



glaubten, seinen Sinn gefaßt zu haben, und wiederholten die Rede manchmal mit Freunden. Doch ist es möglich, daß wir bei solchen Ueberlieferungen von dem Urtext abwichen und von dem unsrigen mit einwebten. Und so wird man im nachstehenden einen milden, Tätigkeit fordernden Geist finden, wenn es auch nicht immer die kräftigen ausführlichen Worte sein sollten, die wir damals vernahmen:

„Andächtige, geliebte Zuhörer! In großer Anzahl besteigt ihr an dem heutigen Tage diese Höhe, um ein Fest zu feiern, das seit vielen Jahren durch Schickung Gottes unterbrochen worden. Ihr kommt, das vor Kurzem noch entehrt und verwüstet liegende Gotteshaus hergestellt, geschmückt und eingeweiht zu finden, dasselbe andächtig zu betreten und die dem Heiligen, der hier besonders verehrt wird, gewidmeten Gelübde dankbar abzutragen. Da mir nun die Pflicht zukommt, an euch bei dieser Gelegenheit ein erbauliches Wort zu sprechen, so möchte wohl nichts besser an der Stelle sein, als wenn wir zusammen beherzigen, wie ein solcher Mann, der zwar von frommen, aber doch sündigen Eltern erzeugt worden, zur Gnade gelangt sei, vor Gottes Thron zu stehen, und, für diejenigen, die sich im Gebet gläubig an ihn wenden, vorbittend, Befreiung von schrecklichen, ganze Völkerschaften dahinraffenden Uebeln, ja vom Tode selbst erlangen könne?

„Er ist dieser Gnade gewürdigt worden, so dürfen wir mit Zutrauen erwidern, gleich allen denen, die wir als Heilige verehren, weil er die vorzüglichste Eigenschaft besaß, die alles übrige in sich schließt, eine unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes.

„Denn obgleich kein sterblicher Mensch sich anmaßen dürfte, Gott gleich oder demselben auch nur ähnlich zu werden, so bewirkt doch schon eine unbegrenzte Hingebung in seinen heiligen Willen die erste und sicherste Annäherung an das höchste Wesen.

„Sehen wir doch ein Beispiel an Vätern und Müttern, die, mit vielen Kindern gesegnet,

liebreiche Sorge für alle tragen. Zeichnet sich aber eins oder das andere darunter in Folgsamkeit und Gehorsam besonders aus, befolgt ohne Fragen und Zaudern die elterlichen Gebote, vollzieht es die Befehle sträcklich und beträgt sich dergestalt, als lebte es nur in und für die Erzeuger, so erwirbt es sich große Vorrechte. Auf dessen Bitte und Vorbitte hören die Eltern und lassen oft Zorn und Unmut, durch freundliche Liebkosungen besänftigt, vorübergehen. Also denke man sich menschlicherweise das Verhältnis unseres Heiligen zu Gott, in welches er sich durch unbedingte Ergebung emporgeschwungen."

Wir Zuhörenden schauten indes zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf: das klarste Blau war von leicht hinschwebenden Wolken belebt; wir standen auf hoher Stelle. Die Aussicht rheinaufwärts licht, deutlich, frei, den Prediger zur Linken über uns, die Zuhörer vor ihm und uns hinabwärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde steht, ist eine große, unvollendete Terrasse, ungleich und hinterwärts abhängig. Künftig, mit baumeisterlichem Sinne zweckmäßig herangemauert und eingerichtet, wäre das ganze eine der schönsten Oertlichkeiten in der Welt. Kein Prediger, vor mehrern tausend Zuhörern sprechend, sah je eine so reiche Landschaft über ihren Häuptern. Nun stelle der Baumeister aber die Menge auf eine reine, gleiche, vielleicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, so sähen alle den Prediger und hörten bequem; diesmal aber, bei unvollendeter Anlage, standen sie abwärts hinter einander, sich ineinander schickend, so gut sie konnten, eine von oben überschaute wundersame, stillschwankende Woge. Der Platz, wo der Bischof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er selbst in der Menge verborgen und verschlungen. Auch diesem würdigen obersten Geistlichen würde der einsichtige Baumeister einen angemessenen, ahnsehnlichen Platz anweisen und dadurch die Feier verherrlichen. Dieser Umblick, diese dem geübten Kunstauge abgenötigten Betrachtungen



hinderten nicht, aufmerksam zu sein auf die Worte des würdigen Predigers, der zum zweiten Teile schritt und etwa folgendermaßen zu sprechen fortfuhr.

„Eine solche Ergebung in den Willen Gottes, so hoch verdienstlich sie auch gepriesen werden kann, wäre jedoch nur unfruchtbar geblieben, wenn der fromme Jüngling nicht seinen Nächsten, wie sich selbst, ja mehr wie sich selbst geliebt hätte. Denn ob er gleich, vertrauensvoll auf die Fügungen Gottes, sein Vermögen den Armen verteilt, um als frommer Pilger das heilige Land zu erreichen, so ließ er sich doch von diesem preiswürdigen Entschlusse unterwegs ablenken. Die große Not, worin er seine Mitchristen findet, legt ihm die unerläßliche Pflicht auf, den gefährlichsten Kranken beizustehen, ohne an sich selbst zu denken. Er folgt seinem Beruf durch mehrere Städte, bis er endlich, selbst vom wütenden Uebel ergriffen, seinen Nächsten weiter zu dienen außer stand, gesetzt wird. Durch diese gefahrvolle Tätigkeit nun hat er sich dem göttlichen Wesen abermals genähert: denn wie Gott die Welt in so hohem Grade liebte, daß er zu ihrem Heil seinen einzigen Sohn gab, so opferte St. Rochus sich selbst seinen Mitmenschen."

Die Aufmerksamkeit auf jedes Wort war groß, die Zuhörer unübersehbar. Alle einzeln herangekommenen Wallfahrer und alle vereinigten Gemeindeprozessionen standen hier versammelt, nachdem sie vorher ihre Standarten und Fahnen an die Kirche zur linken Hand des Predigers angelehnt hatten, zu nicht geringer Zierde des Ortes. Erfreulich aber war nebenan in einem kleinen Höfchen, das gegen die Versammlung zu unvollendet sich öffnete, sämtliche herangetragene Bilder auf Gerüsten erhöht, zu sehen, als die vornehmsten Zuhörer ihre Rechte behauptend.

Drei Muttergottesbilder von verschiedener Größe standen neu und frisch im Sonnenscheine; die langen rosenfarbenen Schleifenbänder flatterten munter im lebhaftesten Zugwinde. Das Christuskind in Goldstoff blieb immer freundlich. Der heilige Rochus, auch mehr als einmal, schaute

seinem eigenen Feste geruhig zu, die Gestalt im schwarzen Samtkleide wie billig oben an.

Der Prediger wandte sich nun zum dritten Teil und ließ sich ungefähr also vernehmen:

„Aber auch diese wichtige und schwere Handlung wäre von keinen seligen Folgen gewesen, wenn St. Rochus für so große Aufopferungen einen irdischen Lohn erwartet hätte. Solchen gottseligen Taten kann nur Gott lohnen und zwar in Ewigkeit. Die Spanne der Zeit ist zu kurz für grenzenlose Vergeltung. Und so hat auch der Ewige unsern heiligen Mann für alle Zeiten begnadigt und ihm die höchste Seligkeit gewährt: nämlich andern, wie er schon hienieden im Leben getan, auch von oben herab für und für hilfreich zu sein.

„Wir dürfen daher in jedem Sinne ihn als ein Muster ansehn, an welchem wir die Stufen unsers geistlichen Wachstums abmessen. Habt ihr nun in traurigen Tagen euch an ihn gewendet und glückliche Erhörung erlebt durch göttliche Huld, so beseitiget jetzt allen Uebermut und anmaßliches Hochfahren; aber fragt euch demütig und wohlgemut: Haben wir denn seine Eigenschaften vor Augen gehabt? Haben wir uns beeifert, ihm nachzustreben?

Ergaben wir uns zur schrecklichsten Zeit, unter kaum erträglichen Lasten, in den Willen Gottes? Unterdrückten wir ein aufkeimendes Murren? Lebten wir einer getrosten Hoffnung, um zu verdienen, daß sie uns nun so unerwartet als gnädig gewährt sei? Haben wir in den gräßlichsten Tagen pestartig wütender Krankheiten nicht nur gebetet und um Rettung gefleht? Haben wir den Unsrigen, näher- oder entfernteren Verwandten und Bekannten, ja Fremden und Widersachern in dieser Not beigestanden, um Gottes und des Heiligen willen unser Leben dran gewagt?

„Könnt ihr nun diese Fragen in stillem Herzen mit Ja! beantworten, wie gewiß die meisten unter euch redlich vermögen, so bringt ihr löbliches Zeugnis mit nach Hause.

„Dürft ihr sodann, wie ich nicht zweifle, noch



hinzufügen: Wir haben bei allem diesem an keinen irdischen Vorteil gedacht, sondern wir begnügten uns an der gottgefälligen Tat selbst, so könnt ihr euch um desto mehr erfreuen, keine Fehlbitte getan zu haben und ähnlicher geworden zu sein dem Fürbittenden.

Wachset und nehmet zu an diesen geistlichen Eigenschaften auch in guten Tagen, damit ihr zu schlimmer Zeit, wie sie oft unversehens hereinbricht, zu Gott durch seinen Heiligen Gebet und Gelübde wenden dürfet.

„Und so betrachtet auch künftig die wiederholten Wallfahrten hierher als erneute Erinnerungen, daß ihr dem Höchsten kein größeres Dankopfer darbringen könnt, als ein Herz gebessert und an geistlichen Gaben bereichert!“

Die Predigt endigte gewiß für alle heilsam; denn jeder hatte die deutlichen Worte vernommen und jeder die verständigen praktischen Lehren beherzigt.

Nun kehrt der Bischof zur Kirche zurück, was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Tedeum vernahmen wir von außen. Das Ein- und Ausströmen der Menge war höchst bewegt; das Fest neigte sich zu seiner Auflösung. Die Prozessionen reihten sich, um abzuziehen; die Büdesheimer als zuletzt angekommen, entfernte sich zuerst. Wir sehnten uns aus dem Wirrwarr und zogen deshalb mit der ruhigen und ernsten Binger Prozession hinab. Auch auf diesem Wege bemerkten wir Spuren der Kriegs-Wehetage. Die Stationen des Leidensganges unseres Herrn waren vermutlich zerstört. Bei Erneuerung dieser könnte frommer Geist und redlicher Kunstsinn mitwirken, daß jeder, er sei, wer er wolle, diesen Weg mit teilnehmender Erbauung zurücklegte.

In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, finden wir doch daselbst keine Ruhe; wir wünschten vielmehr, nach so viel wunderbaren, göttlichen und menschlichen Ereignissen, uns geschwind in das derbe Naturbad zu stürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Strömungen. Ueber den Rest des alten Felsendammes, den

Zeit und Kunst besiegten, glitten wir hinab; der märchenhafte Turm, auf unverwüstlichem Quarzgestein gebaut, blieb uns zur Linken, der Ehrenfels rechts; bald aber kehrten wir für diesmal zurück, das Auge voll von jenen abschließenden graulichen Gebirgsschluchten, durch welche sich der Rhein seit ewigen Zeiten hindurcharbeitete.

So wie den ganzen Morgen, also auch auf diesem Rückwege begleitete uns die hohe Sonne, obgleich aufsteigende vorüberziehende Wolken zu einem ersehnten Regen Hoffnung gaben; und wirklich strömte er endlich alles erquickend nieder und hielt lange genug an, daß wir auf unserer Rückreise die ganze Landesstrecke erfrischt fanden. Und so hatte der heilige Rochus, wahrscheinlich auf andere Nothelfer wirkend, seinen Segen auch außer seiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwiesen.



Druck von A. J. Pennrich Nachfolg
G. m. b. H., Bingen a. Rh.